



### Ein Waldbewohner, der Geduld lehrt

**O**stern im Harz, diesem eigenwilligen Gebirge fast genau in der Mitte des Landes. Duster war er einst, wie der Schwarzwald, Fichten dicht an dicht. Fichten gepflanzt von uns Menschen, weil sie schnell wuchsen und sich ihr Holz gut verkaufen ließ. Heute sieht es hier anders aus.

Wir gehen auf eine Wanderung, mit leichtem Gepäck. Es ist Karsamstag, das ganze Land liegt unter einer Wolke Staub, den der Wind aus der Sahara Nordafrikas hierhergeblasen hat. Die Sonne scheint trüb wie durch eine Milchglas-scheibe, es ist, als würde es für immer dm-mern. Wir stellen uns vor, die Zivilisation sei ausgelöscht worden, mit ein paar Ausnahmen, zu denen wir gehören, und verlaufen uns.

Wir biegen ein auf einen Rückweg, der we-nig später in einer steilen Fläche endet. Ein Schlachtfeld. Ein Harvester hat hier Hunderte Bäume gefllt. Fichten, überstürzt geerntet von uns Menschen, weil unsere Klimaerwärmung ihnen die Kraft nahm, sich gegen den Borken-käfer zu behaupten. In Baumzeit gerechnet, starben sie alle auf einen Schlag.

Wir kämpfen uns durch dorniges Brom-beergestrpp, laufen auf toten Ästen, lang und gebogen wie riesige Mammutstozhne. Nur vereinzelt ragen noch ergraute Stämme in den Himmel. Sieht so die Apokalypse aus? Wir stellen uns vor, wie wir auf Nahrungssu-che gehen, und stellen – wieder einmal – ent-täuscht fest, dass wir hier seit Jahren kein Wild mehr erspht haben.

Wir erreichen einen Forstweg, ein paar Meter entfernt stehen in einem Polter zivilisiert ge-stapelt die Reste der Blitzernete. Abenteuer vor-bei, denke ich. Doch dann bewegt sich da was. Wie versteinert bleiben wir stehen. Hinter dem Polter kommt ein großes Tier mit grau-beigem Fell hervor, gemächlich, geräuschlos bewegt es sich von uns weg. Ein Luchs, ein echter Luchs! Wir schauen uns entgeistert an. Wir können es nicht fassen.

Plötzlich verändert sich der Blick auf die Welt, die uns da zu Füßen liegt. Der Luchs spa-ziert hier herum, weil wir Menschen eine Er-kenntnis hatten. Dass es nicht richtig ist, dass der eurasische Luchs vor etwa 200 Jahren hei-matlos wurde und starb wie heute die Fichten. Dass wir ihn brauchen für ein intaktes ko-system. Anfang der 2000er-Jahre startete das Luchsprojekt im Harz, um die größte Wildkatze Europas wieder anzusiedeln. Es hatte Erfolg.

Wir folgen dem Luchs, bis er vom Forstweg in den Wald häuft und verschwindet. Ja, in den Wald. Hier stehen sie noch, die Fichten. Und wie wir so weiterwandern, fallen uns hier und da kleine Lichtungen auf, wo junge Bäume nach-kommen. Fichten und auch Buchen. Da fällt mir ein, dass ich neulich eine gute Nachricht las: die Drre im Land sei überwunden.

herzensort

### berall kleine versteckte Zeichen



Nora Belghaus schreibt hier vorübergehend als Vertretung von Alina Schwermer bers Gehen, Bleiben und Reisebegeg-nungen.

# Wer hat Angst vor Glutamat?

Mononatriumglutamat steckt in vielen Lebensmitteln und erregt nicht nur die Umami-Geschmacksrezeptoren auf der Zunge, sondern auch die Gemüter. Woher der Stoff kommt und was dran ist an seinem schlechten Ruf

Von Enno Schöningh

**R**aketenpulver oder „Maria hilf“: So wird Glutamat unter Kch:innen auch genannt. Wenn die Suppe nach nichts schmeckt, dann sorgt Maria mit einem Wunder für Abhilfe. Und wenn es schnell gehen muss, dann fliegen die Gäste mit Hilfe von Raketenpulver ins Ge-schmacksuniversum.

Glutamat erregt die Umami-Geschmacksrezeptoren auf der Zunge. Es verleiht Lebensmit-teln, in denen es natürlich vor-kommt, ihren herzhaften Ge-schmack, zum Beispiel Pilzen,

che weit verbreitete Alge Kombu da-für sorgte. Also nimmt der Chemiker sie mit an seinen Labortisch und zerlegt sie dort in ihre mo-lekularen Bestandteile. Da-bei entdeckt er Glutamat, das er kurz darauf als Mononatrium-glutamat, kurz MNG, chemisch stabilisiert.

1909 beginnen der Chemiker Ikeda und der Unternehmer Sa-burosuke Suzuki dann mit der industriellen Produktion von MNG. Zunächst behandeln sie pflanzliche Proteine in einem

dien wurden später wissen-schaftlich kriti-siert, etwa weil die gespritzten Dosen weit über dem tgli-chen Konsum lagen. Au-erdem waren die Studien nicht korrekt verblindet, das be-deutet, Ärzt:innen und Patien-t:innen wussten, wer eine echte Behandlung bekam und wer nur zur Kontrollgruppe gehörte.

Tatsächlich ist bis heute nicht einmal geklärt, ob es den Arzt Robert Ho Man Kwok wirklich gegeben hat. Unklar ist auch, inwieweit politische Spannun-gen zu Vorurteilen gegenüber der chinesischen Kche und

che des durchschnittlichen Kon-sums in Mitteleuropa.

Bei empfindlichen Men-schen treten bei etwas mehr als 40 Milligramm pro Kilo-gramm Körpergewicht und Tag Symptome des sogenannten MSG-Symptomkomplexes auf: ein brennendes Gefühl im Na-cken, Brustschmerzen, Übelkeit, Herzklopfen und Schwäche. Sehr hohe tägliche Aufnahme-mengen korrelieren mit Kopf-schmerzen, Insulinstieg und erhöhten Blutdruck. Die EFSA betont außerdem, dass weitere Untersuchungen notwendig seien, um etwa zu hohe Aufnah-memengen für Säuglinge besser einschätzen zu können.

Foto: Kate Krim/Pond5/ imago



Parmesankäse und Tomaten. Glutamat erregt aber auch die Gemüter, denn es lässt sich syn-thetisch herstellen und wird dann als Zusatzstoff in der asi-atischen Kche und in der west-lichen Welt in verarbeiteten Le-bensmitteln wie Tiefkühlkost, Gewürzmischungen oder Do-sensuppen verwendet.

Dieses synthetische Gluta-mat kommt aus dem Labor und ist ein weißes Pulver. Das klingt nach Chemie. Und hin und wie-der sieht man sogar „Wir ver-wenden kein Glutamat“-Auf-kleber an den Fensterscheiben asiatischer Restaurants. Obwohl die chemischen Bausteine den natürlichen nachempfunden sind, hat das als Geschmacks-verstärker zugesetzte Glutamat einen zweifelhaften Ruf. Warum ist das so? Und wie ungesund ist der Zusatzstoff wirklich?

Chemisch gesehen sind Glu-tamate die Salze der Glutamin-säure, die als nicht essentielle Aminosäure in allen Lebewesen vorkommt. Wenn Menschen, Tiere oder Pflanzen Glutamin-säure selbst herstellen, spricht man von endogenem Glutamat. Wird es einem Organismus von außen zugeführt, von exoge-nem Glutamat.

Die Geschichte von exoge-nem Glutamat beginnt zunächst harmlos: 1907 fällt dem Japaner Kikunae Ikeda beim Abendessen mit seiner Familie auf, dass die Suppe herzhafter schmeckt als sonst, und er vermutet, dass die in der japanischen K-

Extraktionsverfahren mit Salz-säure, doch der Ertrag dieser Me-thode ist begrenzt. Erst in den Fünfziger Jahren erobert MNG den Weltmarkt, mittlerweile wird es mit Hilfe einer effektive-ren Fermentationstechnik her-gestellt. Kleiner Exkurs: Gluta-mat kommt in Lebensmitteln entweder an Proteine gebun-den oder frei vor, nur das freie Glutamat sorgt für den intensi-ven Geschmack. Durch Fermen-tation und Reifung steigt der An-teil an freiem Glutamat. Das ist einer der Gründe, warum 18 Mo-nate gereifter Gouda kräftiger schmeckt als junger Gouda.

Dann, im Jahr 1968, besucht der Arzt Robert Ho Man Kwok ein chinesisches Restaurant in den USA und klagt danach über Unwohlsein. Er verspüre Herzklopfen und ein Taub-heitsgefhl im Rücken und Na-cken, fühle sich schwach, so be-schreibt er die Symptome in einem Leserbrief in der medizi-nischen Fachzeitschrift *The New England Journal of Medicine*. Leser:innen des Beitrags erinnern sich an ähnliche Erfahrungen, die *New York Times* greift das Thema auf, darauf werden in den USA erste wissenschaftliche Untersuchungen eingeleitet.

Menschen, die Glutamat zu sich genommen hatten, wer-den nach ihren Symptomen befragt, und Versuchsmäusen werden extrem hohe Dosen in-jiziert. Die Tiere erleiden darauf-hin Hirnschäden. Die Metho-den der frühen klinischen Stu-

damit gegenüber Glutamat ge-fhrt haben: In der Atmosphäre des Kalten Krieges war auch das kommunistische China in den Vereinigten Staaten ein Feind-bild. Der Begriff „China-Restau-rant-Syndrom“ machte damals die Runde und führt bis heute zu den „Kein Glutamat“-Aufkle-bern an Fensterscheiben asiati-scher Restaurants.

Dabei gilt für Glutamat das-selbe wie für Zucker und Salz: Die Dosis macht das Gift. Das Bundesinstitut für Risikobe-wertung (BfR) veröffentlichte 2023 eine Einschätzung zur

### Für Glutamat gilt dasselbe wie für Zucker und Salz: Die Dosis macht das Gift

Verwendung von Glutamaten als Lebensmittelzusatzstoffe, also der E-Nummern 620 bis 625. Das BfR orientiert sich da-bei an der Europäischen Be-hrde für Lebensmittelsicher-heit (EFSA), die die unbedenkli-che tägliche Aufnahmemenge für solch exogenes Glutamat festlegt. Diese liegt seit 2017 bei 30 Milligramm pro Kilo-gramm Körpergewicht und Tag. Um diese Menge zu über-schreiten, müsste ein 60 Kilo-schwerer Mensch täglich mehr als 1,8 Gramm Glutamat als Ge-schmacksverstrker zu sich neh-men. Das wäre fast das Fünf-fa-

Unter gelernten Kchen ist Glutamat indes verpönt, aller-dings aus anderen Gründen: „Es gibt viele Kche, die Glutamat für Mist halten, weil man das Gle-iche auch bers Kochen erreichen kann“, sagt Konrad Lenck, stell-vertretender Küchenchef in der taz-Kantine in Berlin. Wer in der Branche etwas auf sich halte, er-schaffe den Umami-Geschmack mit Austernpilzen, Tomaten oder hausgemachter Brühe.

„Doch am Ende entscheidet in vielen Betrieben der Zeitfaktor“, sagt Lenck, und viele Imbisse hätten nicht die Zeit, ihre Sau-cen so lange einzukochen, bis sie cremiger und intensiver schme-cken. Im Zweifel werde schnell Brhpulver in die Sauce gege-ben, mit dem gleichen Ergeb-nis. Er selbst habe während sei-ner Ausbildung in einem Zwei-Sterne-Restaurant gelernt, wo in einigen Gerichten Glutamat ver-wendet wurde, so Lenck.

Der Koch kennt die Diskus-sionen rund um das China-Re-restaurant-Syndrom. Er glaubt, dass viele asiatische Restaurants aus Angst vor Vorurteilen „Kein Glutamat“-Aufkleber an der Tür haben. Ob ein Gericht tat-sächlich mit Glutamat gekocht wurde, merkt er dagegen schon beim ersten Bissen. „Man hat ei-nen Speichelfluss im Mund, der sonst nicht da ist.“ Wer das selbst testen will, sollte sein Essen ein-fach mal vor dem Würzen mit ei-ner glutamathaltig Fertigsose probieren – und dann danach. Guten Appetit!



# Bevor die Wände näher kommen

Als digitale Nomadin durch die Gegend reisen? Für unsere Autorin erst reines Überlebenskonzept, dann bewusst gewählter Alltag



Foto: Sven Krieger/  
Auto Bild/  
ullstein bild,  
Montage: taz

Von **Klaudia Lagozinski**

Am Donnerstag im Februar 2023 schreibe ich eine Nachricht an Thi. „Wo wohnst du noch mal?“ Thi und ich kennen uns aus Uppsala. Weil wir beide viel reisen, teilten wir uns dort für einige Monate ein Acht-Quadratmeter-Zimmer. Matratze links, Matratze rechts, Schreibtisch in der Mitte. Das letzte Mal gesehen haben wir uns in Kappadokien, jetzt studiert Thi in Italien. „In Piacenza“, antwortet sie. Ich öffne Google Maps: 525 Kilometer entfernt. Nicht weit. Eine Tagestour. Ich verabschiede mich von meinen Großeltern, setze mich in meinen gelben Van und starte den Motor.

Mal eben von Süddeutschland nach Norditalien zu fahren ist für mich keine Ausnahme, sondern Alltag. Seit mehr als zwei Jahren bin ich dauernd unterwegs. 2023 habe ich an mehr als 60 Orten übernachtet, manchmal waren es ein Dutzend im Monat. Ich war in Deutschland, Schweden, Finnland, Italien und der Schweiz. Habe im Van geschlafen, bei Freunden und bei Fremden auf der Couch, in Airbnbs und Hotels, in Zügen und am Flughafen und einmal auch auf dem Sofa im Büro. Warum ich mir das antue? Weil mir Stillstand nicht guttut. Weil dann die Gedanken zu laut werden – und zu dunkel.

Als ich in Piacenza ankomme, ist es hell und sonnig, es hat 20 Grad. Ich parke den Van und gehe zu Thi WG, sie kommt auf den Balkon, wir schauen uns an und lachen. Später umarmen wir uns lange. Während Wiedersehen bei mir starke Emotionen auslösen, tun es Abschiede nicht mehr. Ich habe mich daran gewöhnt, dass meine Freunde in Europa verstreut sind – einen Anruf, einen Flug oder einige Stunden Fahrt entfernt.

In den nächsten Tagen finden wir einen gemeinsamen Rhythmus. Wenn Thi zur Uni muss, fahre ich sie, parke in der Nähe und schreibe an meinem Masterexposé. Abends kocht sie Carbonara. An meinen Arbeitstagen sitze ich mit Laptop und Zigarett an This Küchentisch. Einmal fahren wir Richtung Süden, besuchen heiße Quellen in Saturnia und schlafen im Auto am Meer. Ich wohne hier zwar nicht, aber ich fühle mich auch nicht wie eine Touristin. Die perfekte Mischung für eine, die nicht diesen einen Ort hat, an dem sie sich zu Hause fühlt. Außerdem macht es mir Spaß, für eine Weile in eine andere Lebensrealität einzutauchen und zu schauen: Was will ich, was will ich nicht, was könnte ich wollen?

Früher habe ich das klassische Lebensmodell nicht hinterfragt. Ende 2019 lebe ich noch mit meinem Partner in Berlin, in einer Altbauwohnung zwischen Vintage- und Ikea-Möbeln. Dann streiten wir immer häufiger. Kurz bevor die Pandemie beginnt, endet die Beziehung. Zwar finde ich schnell ein WG-Zimmer, doch zur Ruhe komme ich nicht. Meine Gedanken rasen. Die Verarbeitung der Trennung, das Fehlen einer stabilen Familie, Ängste vor Armut und davor, dem Studium nicht gewachsen zu sein, Selbstzweifel: Es fühlt sich an, als würden mich die Wände meines Zimmers erdrücken.

Ich werde immer stiller. Weine immer öfter. Rauche immer mehr. Rufe die 116 117 an und lasse mich in eine Klinik einweisen. Drei Wochen bleibe ich dort. Die Gespräche mit anderen Depressiven stabilisieren mich, ich fühle mich verstanden und weniger allein. Zwischen Einzel- und Gruppengesprächen, Ergotherapie und Sport höre ich auf, mich zu fragen, ob ich weiterleben möchte, und beschließe, eine Reise zu planen. Ich will Abstand. Zu Berlin, zu den Dingen und den Orten, die all die Gedanken ungebremst auf mich einprasseln lassen. Ich will selbstbestimmt entscheiden, wann und mit wem ich über Erinnerungen spreche – und wann ich einfach einen unbeschwerten Tag verbringe.

**Bewegung, die zu Ruhe führt**

Ich buche einen Zug nach Schweden. Will drei Wochen bleiben und bleibe fünf, weil ich über die Couchsurfing-Plattform immer wieder Menschen finde, die mich bei sich aufnehmen, mir einen Einblick in ihren Alltag gewähren. Meine Definition des Möglichen wächst. Ich lache wieder öfter. Energiegeladent kehrte ich zurück nach Berlin – und merke nach zwei Wochen, dass mich die Depression zurück ins Bett und in die Selbstabwertung drückt. Also breche ich wieder auf.

Seither weiß ich: Erst, wenn ich mich bewege, wird es in meinem Kopf ruhig. Und: Sicherheit ist eine Illusion, aber Freiheit ist echt.

Zurück in Deutschland sehe ich auf Ebay-Kleinanzeigen einen VW T5, einen ehemaligen Postbus. 177.000 Kilometer auf dem Tacho, Beulen, Rost, fährt. Der Autoverkäufer und ich wissen, dass er den Wagen für mehr bekommen würde. Aber er akzeptiert die 3.000 Euro, weil ich ihm von meinen Zukunftsplänen erzähle – und von meiner Vergangenheit. Ab Mai 2021 bin ich fast dauernd unterwegs.

Ich toure durch Schweden und in den Norden Norwegens, besuche Familie in

Süddeutschland, fahre im Dezember 2022 über Frankreich nach Spanien und an Neujahr zurück nach Schweden, wo ich nach wie vor das Acht-Quadratmeter-Zimmer miete, das ich mir mit Thi geteilt habe – mein Anker, den ich Ende 2023 lösen werde, um komplett unabhängig zu sein, oder, wie ich es nenne: wahlwohnungslos. Meistens schlafe ich bei den Menschen, die ich besuche; manchmal im Van, manch-

„  
**Manche Leute fragen mich, ob ich mich nicht einsam fühle, so ganz ohne festen Lebensmittelpunkt. Doch allein sein ist eine Wahl, die ich bewusst treffen kann**

mal im Hostel oder Airbnb. Mittlerweile steht der Tacho bei 234.000 Kilometern.

Im März 2023 geht es nach Berlin, erst zur Auswahltagung eines Stipendiums, danach zur taz ins Büro. Ich nehme den Schlafsack mit. Wenn ich schon mal da bin, dann bleibe ich auch über Nacht. Ein Kollege hat mir gesteckt, dass das Sofa im vierten Stock das gemütlichste ist. Bevor ich die Augen schließe, sehe ich die Lichter der Friedrichstraße durch die Glaswände tanzen. Um 7 Uhr morgens schaue ich von der Dachterrasse auf die schlummernde Stadt, trinke Eiskaffee aus dem Supermarkt und esse ein Croissant.

Kleine Abenteuer wie dieses erinnern mich daran, dass ich in der Lage

bin, schöne Momente zu schaffen. Und wenn ich mir die Herausforderungen selbst stelle, fühlt sich ihre Bewältigung nicht wie Zwang an, sondern selbstbestimmt.

Berlin, Stuttgart, Stockholm, Sundsvall, Uppsala. Mittlerweile ist es April, und ich sollte meine Masterarbeit schreiben, doch der Kopf macht nicht mit. Wieder bin ich rastlos. Mich nur auf einen Kontext oder eine Gruppe zu verlassen, das kann ich nicht. Ich habe das nicht gelernt. Zwischen der Teenieschwangerschaft meiner Mutter und der Scheidung und den Alkoholproblemen meiner Eltern entwickelte ich als Kind kein Gefühl von Zuhause und Zugehörigkeit. Die Verbindung mit verschiedenen Menschen an verschiedenen Orten fällt mir leichter, als dauerhaft irgendwo zu bleiben. Also fahre ich nach Berlin, Södertälje und Lüneburg und besuche Anna-Lena, Shashank und Krzysiek.

Seit ich reise, ist mein Freundeskreis ziemlich international. Manchmal fragen Leute mich, ob ich mich nicht einsam fühle, so ganz ohne festen Lebensmittelpunkt. Aber ich würde mich eher einsam fühlen, wenn ich an einem Ort wäre und dann Freunde oft keine Zeit hätten und ich nicht regelmäßig neuen Input erhalten würde. Wenn man diejenige ist, die nur manchmal da ist, nehmen sich die Leute eher Zeit. Und: Allein sein ist eine Wahl, die ich manchmal treffe. Einsam sein ein Gefühl.

Meine Masterarbeit schreibe ich schließlich in Uppsala. Ich schließe mich ein, damit sich die Seiten füllen. Mitte Juli gebe ich sie ab und bin wieder mobil, frei.

„Warte nie mit Dingen, bis die Umstände optimal sind. Sie werden es nie sein.“ Diesen Satz höre ich in einem Podcast, als ich im Oktober überlege, wohin ich als Nächstes soll. Ich denke an den Kühlwasserbehälter und die pinke Flüssigkeit, die ich seit Wochen ständig nachfüllen muss. Die Vernunftentscheidung wäre, das Leck reparieren zu lassen. Doch wenn ich das mache, bin ich für einige Tage bis Wochen an einen Ort gebunden. Und das möchte ich gerade nicht, denn in zwei Wochen bin ich erst mal in Stockholm, als Stipendiatin bei der Zeitung *Dagens ETC*. Da muss ich meine Spontanreisen eh reduzieren.

Spontan buche ich eine Fähre nach Turku. Finnland! Ich war noch nie da, das Kühlwasser tropft, ich habe keinen Plan, wo ich pennen werde, und muss in fünf Tagen arbeiten. Let's go. Weil ich Nordschweden schön fand, ist mein Ziel Rovaniemi am Polarkreis. Dort, wo der Weihnachtsmann wohnt – und

ein finnischer Fotografiestudent, den ich vor zwei Jahren in Norwegen kennengelernt habe. Damals sagte er, ich könnte bei ihm unterkommen, wenn ich mal in Finnland bin. Über Instagram frage ich, ob ich für zwei Tage aufkreuzen kann. Er sagt Ja.

Manchmal überrascht es mich, wie selbstverständlich mich Menschen bei sich schlafen lassen. Dankbarkeit zieht sich durch diese Momente. Ich revanchiere mich, indem ich meine Gastgeber\*innen zum Essen einlade, den Einkauf bezahle oder einen gemeinsamen Kinobesuch. Oder sie auf Kurztrips im Van mitnehme. Ab und zu bringe ich Süßigkeiten aus dem Land mit, in dem ich vorher war. Kochen hingegen mag ich einfach nicht – dafür räume ich gern auf, bringe den Müll raus, gieße die Blumen. Manchmal ergibt sich auch keine Gegenleistung. Dann bleibt es bei geteilter Zeit, Gesprächen und neuen Erinnerungen.

**Eine Nacht bei minus 4 Grad**

Auch ein kanadischer Fußballspieler in Turku, ein japanischer Architekt in Tampere und ein indischer Ingenieur in Kookola lassen mich auf ihren Sofas übernachten. In Kannus und Oulu miete ich Airbnbs, um zu arbeiten. Die Straßen sind vereist. Meine Allwetterreifen bleiben nicht sofort stehen, wenn ich bremse. Wieder in Schweden übernachtete ich bei minus 4 Grad an einer Tankstelle. In einem Rutsch die 852 Kilometer bis Stockholm zu fahren war doch ein zu ambitioniertes Ziel. Kurz vor der Tankstelle drehe ich die Heizung voll auf, um auch ohne Standheizung im Van warm einschlafen zu können. Als ich aufwache, ist es arschkalt.

Im November schlafe ich meist am selben Ort. Meine Zeit bei der *Dagens ETC* hat begonnen. Ich pendele fast jeden Tag 40 Minuten mit der Metro in die Redaktion, schreibe Texte. Doch je öfter ich abends zurück in dieselbe Wohnung komme, desto erdrückender wird es für mich. Es scheint, als würde ich mit der Zeit vergessen, dass ich jederzeit gehen kann, wenn es mir irgendwo nicht gefällt.

Also flüchte ich für ein Wochenende mit dem Nachtzug 1.300 Kilometer in den Norden. 16 Stunden Fahrt, die Aussicht wird immer weißer, die innere Anspannung lässt nach. Vier Stunden im Nationalpark wandern. Bin allein, genieße es. Dann 16 Stunden zurück.

Was ich mittlerweile gelernt habe: Wenn das feste Bett und der feste Wohnraum fehlt, kann man sich darin nicht verkriechen. Deshalb fühle ich mich nie wirklich obdachlos, sondern sicher geborgen in der Ungewissheit.